

CHRIS ROSSBACH

ROTE LIBELLEN

UND ANDERE POSTKARTEN VOM HIMMEL



Für meine Frau

VIVIEN

© Copyright (USA) 2016 – Chris Rossbach
Originaltitel: Red Dragonflies and other Postcards from Heaven
Published by ALMACOURT BOOKS

Deutsche Ausgabe:
© 2017 Grain-Press Verlag GmbH
Marienburger Str. 3
71665 Vaihingen/Enz
eMail: verlag@grain-press.de
Internet: www.grain-press.de

Übersetzung aus dem Englischen: Chris Rossbach
Satz: Grain-Press
Cover design: Encounter Creative
Druck: CPI

Bibelzitate sind, falls nicht anders angegeben, der Elberfelder Bibel, Revidierte Fassung ©1985 und 1992 Brockhaus Verlag Wuppertal, entnommen.

ISBN 978-3-944794-914
Best. Nr. 3598491
(Amerikanische Originalausgabe: ISBN 978-0-9969032-7-1)

INHALT

PROLOG....	7
Kapitel 1 - JESU AUGEN....	12
Kapitel 2 - EINEM SCHUSS AUSGEWICHEN....	40
Kapitel 3 - HORCH! DIE ENGELSBOTEN....	59
Kapitel 4 - ROTE LIBELLEN....	78
Kapitel 5 - TOD EINER KRANKHEIT....	95
Kapitel 6 - GOTT IST ALLMÄCHTIG....	103
Kapitel 7 - SELTENE DINGE SIND SELTEN....	115
Kapitel 8 - GEBRATENER REIS....	123
Kapitel 9 - EIN RIESENSCHRITT....	132
Kapitel 10 - KORREKTE FEHLDIAGNOSEN....	144
Kapitel 11 - MAN LEBT NUR ZWEIMAL....	155
Kapitel 12 - WER HÄTTE DAS GEDACHT!....	165
Kapitel 13 - DR. UNHEIL UND DR. UNKENRUE....	177
Kapitel 14 - NUR NOCH ETWAS LÄNGER....	194
Kapitel 15 - GESCHERZT....	208
Kapitel 16 - NUN IST ES GENUG....	217
Kapitel 17 - EIN BLINDER KANN GEHEN....	223



PROLOG

Fünf Engel erschienen plötzlich in dem trostlosen Zimmer mit grau getünchten Wänden und leeren Zukunftsperspektiven. Jayden sah sie sogleich und beschrieb sie seinem Vater. „Die sitzen einfach da“, sagte er nüchtern, als wäre es das Alltäglichs-te auf der Welt. Sein Vater fragte ihn wie sie denn aussähen, und Jayden antwortete ohne zu zögern: „Schön“.

Die meisten von uns Erdenmenschen werden wohl nie die Gelegenheit haben, einem Botschafter des Himmels zu begegnen, geschweige denn fünf. Was diese Angelegenheit so außergewöhnlich machte, war die Tatsache, dass Jayden, Augenzeuge der himmlischen Gesellschaft, schon seit langem erblindet war. Kurz nach diesem Erlebnis begann ich meine Arbeit in Jaydens Krankenhaus. Eine Mitarbeiterin erzählte mir voller Erstaunen davon.

In seinem Buch „Der Kleine Prinz“ schreibt Antoine de Saint-Exupery, dass die Augen blind sind und man mit dem Herzen sehen muss. Ich vermute, Jayden tat genau das. Er war zu diesem Zeitpunkt gerade vier Jahre alt und litt seit seiner Geburt unter Tumoren an beiden Augen, die ihm schon sehr früh sein Sehvermögen raubten. Die Erkrankung breitete sich trotz aggressiver Therapie über seinen ganzen Körper aus. Vierundzwanzig Stunden, nachdem Jayden Zeu-ge dieser wundersamen Begegnung geworden war, begab er sich auf seine letzte Reise. Ich nehme an, dass er nicht allein unterwegs war.

Menschen, die sich an ihre unvergesslichsten Reisen zurückerin- nern, lernen oft mehr über sich selbst als über den Herzschlag weit entfernter Länder und die Seelen fremder Kulturen. Dabei wird ih- nen, zu ihrer Freude oder Bestürzung, auch mal bewusst, wer sie wirklich sind und sein wollen. Ich selbst gehöre zweifelsohne in die- se Gruppe der zufälligen Entdecker.

Vor fünfunddreißig Jahren begab ich mich auf eine Reise, die we- der geplant war, noch hatte ich darum gebeten. Erlauben Sie mir, Sie auf eine Reise durch die unvergesslichen Momente meines Lebens mitzunehmen: die tief bewegenden und surrealen, die traumhaften und göttlich inspirierten und die kostbaren, in denen sich Lebens- wege kreuzen und Veränderung bringen. Machen Sie es sich be- quem, schließen Sie die Augen und trauen Sie sich, „aus Ihrem Ge- sicht zu gehen“, wie mir ein fünfjähriger Patient einmal vor Jahren

eindringlich befohlen hatte. Es könnte geschehen, dass Sie Ihre Vorurteile korrigieren müssen, über die Grenzen Ihres Vorstellungsvermögens hinauskommen und Ihren Horizont erweitern.

Stellen Sie sich nun vor, ich händige Ihnen ein kleines, in Geschenkpapier eingewickelteres Paket aus, welches Sie gründlich hin und her schütteln, um herauszufinden, was sich darin befindet, bevor Sie zu dem Schluss kommen, es müsse sich um ein Buch handeln. In dem Paket finden Sie Ihr altes Wörterbuch, das Sie schon seit der Schulzeit besitzen, aber schon seit Jahren nicht mehr aufgeschlagen haben. Ungefähr in der Mitte des Buches stoßen Sie auf folgende Definition: Medizin - Eine Vielzahl kultureller Phänomene, die die Menschheit mit dem Übernatürlichen in Verbindung bringen. Warte mal, denken Sie sich, das ergibt doch keinen Sinn. Medizin und das Übernatürliche haben doch nichts miteinander zu tun. Sie blättern schnell ein paar hundert Seiten weiter, um Ihren Verdacht zu überprüfen und stoßen zu Ihrer Überraschung dabei auf eine weitere Definition: Religion - die Kunst und Wissenschaft der Vorsorge, Diagnose, Milderung und Heilung von Krankheit.

Voller Unglaube drehen Sie nun das Buch um, untersuchen den Buchdeckel und lassen Ihren Blick über die ersten Seiten schweifen. Vielleicht haben Sie es zu energisch geschüttelt und den Inhalt damit durcheinandergbracht. Haben Sie diese Seiten und Einträge gefälscht, mögen Sie mich wohl fragen wollen, oder Absurdes fabriziert, um groteske Argumente zu untermauern?

Seien Sie versichert, dass ich keine spezifische Agenda verfolge. Das einzige Ziel, das ich mir für meine Reise gesetzt habe, ist, dass ich versuche, mein Bestmöglichstes zu geben, in allem was ich mache. Nicht das Ziel ist wichtig. Nein, es ist die Reise selbst, die zählt und die Erfahrungen, die man dabei macht.

Nach landläufiger Meinung herrscht eine weite Kluft zwischen Naturwissenschaft und Medizin auf der einen und Religion auf der anderen Seite: Eine Spaltung, die Studium, Empirismus und Wissen von Bekenntnis und Glaube abgrenzt und letzteres oft als blinden Glauben abtut. Ich möchte aufzeigen, dass es unvernünftig, wenn nicht sogar irrsinnig ist, diese Bereiche zu trennen und als widersprüchlich zueinander zu verstehen. Der ungarische Philosoph

Thomas Szasz betrachtete diese Unbedachtsamkeit von einer historischen Perspektive aus: „Vormals, als die Religion stark und die Wissenschaft schwach war, verwechselte die Menschheit Magie mit Medizin; jetzt, da die Wissenschaft stark und die Religion schwach ist, verwechselt die Menschheit Medizin mit Magie.“ Keine dieser Denkweisen funktioniert besonders gut, und das menschliche Herz und Gemüt befriedigt sie schon gar nicht.

Ich war ursprünglich aufgebrochen, Menschen zu heilen, ihre Infektionen zu kurieren und ihre Schmerzen zu lindern. Nachdem ich mich auf Krebs- und Bluterkrankungen bei Kindern spezialisierte hatte, schloss dieses Ansinnen auch die Therapie ihrer Leukämie und Tumore mit ein. Ich bin wohl in genau die Falle gegangen, die Szasz bereits entlarvt hatte, und habe Medizin mit Magie verwechselt. Einer meiner ehemaligen Chefs hat mich vor einigen Jahren beschuldigt, „Voodoo-Medizin“ zu praktizieren. Ich glaube zu wissen, was er damit meinte. Es hört sich ein bisschen skandalös an, aber hierzu später mehr.

Rückblickend wird mir bewusst, dass viele meiner Patienten mich zu einem besseren Menschen gemacht haben. Wer ich bin, habe ich hauptsächlich ihrem Einfluss zu verdanken. Ich bin mir nicht sicher, überhaupt irgendeinem von ihnen für das, was sie mir beigebracht haben, gedankt zu haben. Dank ihnen habe ich gelernt die Kostbarkeit des Lebens, die wortlosen Momente des Verstehens, die Wichtigkeit trotz scheinbar unüberwindbarer Widrigkeiten durchzuhalten und auch das einfache Geschenk eines Lächelns oder Dankeschöns bewusster wertzuschätzen.

Die Geschichten in diesem Band sind nicht allein meine. Sie gehören meinen Patienten und ihren Familien. Ich hatte das Privileg, in ihr Leben eingeladen zu werden und mit ihnen ein Stück ihres Weges gehen zu dürfen, manchmal für ein paar Tage und manchmal auch für einige Jahre. Ich habe dabei versucht, ihre Erlebnisse so gewissenhaft und originalgetreu wie möglich aufzuschreiben. Manche meiner Patienten werden diese Seiten vielleicht lesen. Ich bitte sie um Verzeihung, wenn etwas unbeabsichtigt falsch wiedergegeben wurde, auch wenn nichts vom Wesen der Geschichten meiner Phantasie entspringt. Immer wieder faszinieren mich die Erfindungskraft

und der Einfallsreichtum selbst der jüngsten Kinder und die großartigen Zukunftsvisionen, die unser Schöpfer im Sinn hatte, als er sie wunderbar und einzigartig gemacht hat. Sollten diese Geschichten Sie, den Leser, neugierig machen und berühren, hätte ich die Aufgabe erledigt, die mir der Herr aufs Herz gelegt hat.

Es ist noch nicht allzu lange her, da ich an einem Sonntagnachmittag zurück in mein Kinderkrankenhaus musste, um mich von einem Jugendlichen zu verabschieden. Dieser war gerade an den Komplikationen eines Gehirntumors gestorben. Zu diesem Zeitpunkt war ein Gewitter mit sintflutartigem Wolkenbruch gerade einem warmen, hellen Sonnenuntergang gewichen. Der regengereinigte Himmel über Florida leuchtete in rosa und zartorangenen Farben. Während ich auf dem Weg zum Krankenhaus darüber nachdachte, wie ich einer trauernden Mutter Trost spenden konnte, bemerkte ich in der Ferne einen wunderschönen Regenbogen. Zehn Jahre zuvor hatte ich einen anderen Patienten betreut, der auf solch einem flammenden Bogen in den Himmel gereist war und nach seiner Rückkehr von seinem bemerkenswerten Erlebnis berichtet hatte. An diesem Nachmittag erzählte ich der Mutter also diese Geschichte, und wo zuvor nur Tränen geflossen waren, machte sich plötzlich ein strahlendes Lächeln breit. Viele Jahre habe ich diese und ähnliche Geschichten erzählt, bis mich einmal ein Freund dazu ermunterte, sie aufzuschreiben. „Die Leute müssen unbedingt davon lesen“, sagte er. Ich weiß nicht, ob Sie meine Geschichten lesen müssen, aber ich hoffe, dass diese Schilderungen Ihnen Trost und Zuspruch in Zeiten des Leids spenden, oder Ihnen erlauben mögen, einem Freund oder Familienmitglied in den unvermeidlichen, dunklen Momenten des Lebens und „*im Tal des Todesschatten*“, wie es in den Psalmen steht, Mut zuzusprechen. Es gibt ein Leben danach: mehr Leben, als Sie es sich vorstellen können.



EINS

JESU AUGEN





*Unvorstellbar, dass Gott existiert,
und unvorstellbar, dass er nicht existiert.*

BLAISE PASCAL, PENSÉES

*Der ist kein Narr, der gibt, was er nicht behalten kann,
um zu gewinnen, was er nicht verlieren kann.*

PHILIP JAMES ELLIOT

Gebete öffnen Augen, Ohren und Herzen und bitten Gott, in das Leben eines Gläubigen einzutreten. Aber der Herr wartet nicht immer auf eine Einladung, ehe er die Dinge in seine eigenen Hände nimmt.

Die Geschichten, die Sie im Folgenden lesen werden, umfassen einen Zeitraum von dreißig Jahren, fünf Krankenhäuser und zwei Kontinente. Sie erstrecken sich über meine ersten Schritte in der Medizin als Krankenpflegehelfer auf einer Intensivstation für Erwachsene bis hin zu meinen jüngsten Erlebnissen in einem Krankenhaus für krebskranke Kinder. Dennoch haben sie ein gemeinsames Thema: Unser Gott ist real und persönlich. Und es steht außer Frage, wer die Kontrolle hat. Mögen diese Schilderungen Ihnen ein Segen sein!

Lasst die Kinder zu mir kommen und wehrt ihnen nicht! Denn solchen gehört das Reich Gottes.

LUKAS 18:16

Jim Elliot hatte offensichtlich nie an seiner Entscheidung, in einem Missionsfeld in Ecuador tätig zu werden, gezweifelt, trotz der außerordentlichen Gefahren, die diese Arbeit beinhalten sollte. Am Ende gab er mutig sein Leben, als ein Waodani Krieger ihn mit seinem Speer tötete. Elliots Tagebuch enthält das Zitat auf der vorigen Seite, für das er auch am besten bekannt ist. Seine Parole hat Generationen von Menschen inspiriert, Gott in fernen Ländern zu dienen.

Tausende Kilometer entfernt und Jahrzehnte später hatte ein kleiner Junge im zarten Alter von drei Jahren noch nie etwas von Elliot gehört. Dennoch gab er uns einen Geschmack von dem, wovon Elliot gesprochen hatte, als er auf eine bis in die Ewigkeit dauernde Beziehung anspielte.

Colin saß auf seinem Krankenhausbett und redete ununterbrochen, während er auf den Beginn seiner Behandlung wartete. Er war ein aufgeweckter und süßer, kleiner Kerl und sich dessen sehr wohl bewusst. Im Mittelpunkt zu stehen, kam ihm deshalb ganz natürlich vor. Dr. Bradford, sein Kinderonkologe, war ein gewissenhafter und

respektierter Arzt. Ich habe ihn mehrfach getroffen und nie gezögert, ihn oder einen seiner Kollegen in besonders schwierigen Fällen zu konsultieren. Ich weiß, er hatte den kleinen Jungen fast genauso lieb wie seine eigenen Kinder. Andrea, die seit Colins erstem Klinikbesuch seine Krankenschwester gewesen war, notierte aufmerksam seine Vitalfunktionen.

Colin litt an einem Neuroblastom. Dieser oft sehr aggressive Tumor tritt bei kleinen Kindern typischerweise im Bauchraum auf und breitet sich über kurz oder lang auf weitere Körperbereiche aus; und so auch bei Colin. Nach mehrmaliger konventioneller Chemotherapie und komplizierter Bauchchirurgie bekam Colin eine Immuntherapie. Jede dieser Infusionen verursachte bei ihm hohe Fieberschübe, juckende Hautquaddeln und große Schmerzen. Seine Eltern wollten die Behandlung unter allen Umständen fortsetzen, denn es gab nichts, das sie mehr fürchteten, als eine Rückkehr der Krebserkrankung. Ein Reanimationswagen mit Notfallmedikamenten und ein Anästhesiologe standen bereit, sollten die Dinge gänzlich außer Kontrolle geraten.

Kurz nach Beginn der zwölften Infusion klagte Colin trotz eines starken Betäubungsmittels über große Schmerzen. Seine Mutter nahm ihn auf den Schoß und schaukelte ihn, so wie sie es schon die Tage zuvor getan hatte. Die rhythmische Bewegung sollte ihn ablenken und seine Schmerzen lindern.

Plötzlich merkte sie, wie sein Körper erschlaffte und er zusammensackte. Seine Lippen verfärbten sich lila und ein graublauer Schatten breitete sich über sein Gesicht aus.

„Was ist mit ihm?“, rief seine Mutter voller Panik.

Eine schwere allergische Reaktion hatte Colins Atemstillstand verursacht. Dr. Bradford konnte keinen Puls mehr erfühlen. Er wandte sich Andrea zu und rief: „Stopp die Infusion und hol‘ die Notfallmedikamente. Wir brauchen den Reanimationswagen!“ Der Vater schüttelte seinen Sohn, jedoch ohne jeden Erfolg. Sie legten Colin auf das Bett. Zitternd vor Angst wich die Mutter in eine Ecke.

„Wo ist der Sauerstoff? Wir brauchen einen AmbuBeutel“, sagte der Arzt. Er hatte Schweißperlen auf der Stirn. „Leg ihn flach hin!“, befahl er und begann mit der Mund-zu-Mund-Beatmung.

Zwischen zwei Atemzügen gab er Andrea die Anweisung, den Notfall auszurufen und mit der Herzdruckmassage zu beginnen. Andrea drückte einen Knopf an der Wand und begann mit der Reanimation.

Mehrere Mitarbeiter eilten herbei, um auszuhelfen. Eine Krankenschwester geleitete die Eltern aus dem Zimmer, damit sie die zunehmend verzweifelten Wiederbelebungsversuche nicht mitansehen mussten. Die Mutter warf einen letzten Blick auf ihren schrecklich verfärbten Sohn, bevor die Tür hinter ihr ins Schloss fiel. Sie wollte sich am liebsten verkriechen. Panik und Unglaube lagen in der Luft.

Der Anästhesist konnte die Beatmungskanüle nicht in die Luftröhre einführen, weil Colins Hals zugeschwollen war. „Wir müssen ihn tracheotomieren.“ Vor der Tür bekamen die Eltern diese Aufforderung des Arztes an seine Kollegen mit. Dieser wollte ein Loch in die Luftröhre schneiden, damit Colin wieder Luft bekam. Seitdem dieser das Bewusstsein verloren hatte, waren bereits zehn Minuten vergangen. Als ein weiterer Pfleger herbeieilte, öffnete sich die Tür gerade so weit, dass Colins Vater einen Blick auf ein Paar Füße erhaschen konnte, das aus einer Menschengruppe hervorlugte. Zu lange, dachte er, das dauert zu lange. Sie hätten ihn längst wieder ins Zimmer bitten müssen. „Bitte, Gott“, flüsterte er. Zum Schrecken aller enthielt der Reanimationswagen zwar einen Messergriff, aber keine Klinge. Eine Krankenschwester rief, dass sie keinen Blutdruck mehr an Colins Arm messen konnte.

„Das wird so nicht enden“, klagte die Mutter. Zu ihrer eigenen großen Überraschung fügte sie voller Überzeugung hinzu: „Gott, wenn dies dein Wille ist, dann ist es gut. Ich verstehe es, Gott.“

Minuten wurden zu einer Ewigkeit. Das Durcheinander an Stimmen deutete eine Katastrophe an, bis endlich ein erster positiver Kommentar zu hören war. „Es ist sehr leise, aber ich kann seinen Atem hören.“

Die Eltern durften den Raum nun betreten. „Er hat jetzt einen Puls und atmet auch. Trotzdem sieht es nicht gut aus“, bemerkte Andrea mit leiser Stimme. Dr. Bradford saß weinend auf einem Hocker neben Colins geschwellenem Körper. Der Junge war fast nicht wiederzuerkennen. Wie versteinert stand die Mutter in der Mitte des Raumes. Angst hatte sie gelähmt. Der Vater bemerkte die düsteren

Gesichter um sich herum und ballte die Fäuste. Niemand sprach ein Wort.

Mit dem Ärmel seines Kittels wischte sich der Arzt über sein Gesicht. „Es tut mir so leid“, brachte er leise hervor.

„Sagen Sie, dass er gesund wird“, bettelte der Vater.

Dr. Bradford zögerte. „Er hatte ziemlich lange keinen Puls. Ich fürchte, er wird nie mehr sprechen oder laufen können. Er wird nicht mehr der Colin sein, den Sie einmal kannten.“

„Nie mehr?“, stammelte die Mutter. Dr. Bradford schüttelte den Kopf.

„Was geschieht nun?“, fragte der Vater. Auf der Suche nach Antworten von seiner hilflosen Zuhörerschaft sah er sich im Raum um. Aber es kam keine Antwort. „Es muss doch etwas zu tun sein“, flehte er.

Ein raschelndes Geräusch vom Bett erregte plötzlich die Aufmerksamkeit aller. Es war Colin, der sich streckte. Er öffnete seine Augen und sagte: „Ich habe so einen Hunger.“

„Colin!“, kreischte seine Mutter.

Völlig verdutzt entgegnete ihm sein Vater: „Ich hole dir, was auch immer du möchtest.“

„Chicken Nuggets mit BarbecueSauce.“

Dr. Bradford fragte Colin, ob er wüsste, was gerade geschehen war.

„Nein“, antwortete Colin. Er stützte sich auf seinen Ellenbogen, blickte sich im ganzen Zimmer um und fragte: „Mama, ist Jesus noch hier?“

Nach allgemein akzeptierten, konventionell medizinischen Kriterien hätte dieses Ereignis für Colin verheerende neurologische Folgen haben müssen. Das menschliche Gehirn reagiert auf Sauerstoffentzug äußerst empfindlich, und Colin war über einen zu großen Zeitraum ohne dieses lebenswichtige Element gewesen. Dr. Bradford hatte schon recht gehabt, als er dauerhafte Hirnschäden vorher sagte und trotzdem lag er in diesem Fall komplett daneben.

Vier Jahre nach diesem Ereignis zieht Colin, sobald er einen Raum betritt, noch immer alle Aufmerksamkeit auf sich. Ich habe ihn vor ein paar Tagen getroffen. Er ist beherzt und schlagfertig wie

eh und je, und nichts in seiner Sprache oder seinem Verhalten deutet darauf hin, dass er diese Tortur hatte durchstehen müssen. Die Sekretärin in der Klinik hatte ihm zwei kleine Spielzeuge aus der Geschenkbox angeboten, obgleich es für gewöhnlich nur ein Geschenk gibt.

„Endlich“, kommentierte er, „wird auch Zeit, dass hier jemand mal was für die Kinder an den Feiertagen tut.“

Während ich diese Zeilen schreibe, befinden wir uns mitten in der Weihnachtszeit. Fragen Sie sich manchmal, ob es Jesus wirklich gibt? Ob er vor zweitausend Jahren auf unsere Erde kam? Ob er auch heute noch kommt? Lesen Sie weiter und urteilen Sie selbst.

Meinen Bogen setzte ich in die Wolken.

1. MOSE 9:13

Mike war gerade mal ein Jahr älter als Colin, als unsere Wege sich während meiner Ausbildung in Seattle im Nordwesten der USA kreuzten. Er liebte seine Eltern und sein Zuhause sehr, aber nach seiner Reise in den Himmel hätte er alles gegeben, wenn er nur hätte bleiben dürfen.

Er hatte einen krebsartigen Muskeltumor in seinem Arm, der zu einer ungeheuren Größe anwuchs, woraufhin seine Schulter trotz Chemotherapie und Bestrahlung versteifte. Einfache alltägliche Aufgaben wie Essen, Anziehen und Zähneputzen bereiteten ihm große Schwierigkeiten. Nach anderthalb Jahren wurde die aggressive Behandlung durch eine schmerzlindernde Palliativpflege ersetzt. Seine Eltern stimmten dem zu. Wenn sein Leben schon so kurz zu werden drohte, dann sollte es zumindest eine Spur Qualität und Würde erlauben. Mike wollte nicht an einem Tropf hängend und mit ständiger Übelkeit kämpfend im Krankenhaus versauern, nur weil wir unbedingt weitere aussichtslose Versuche starten mussten, um den Tumor noch einmal zu schrumpfen. Er wollte lieber am Strand der Puget Sound, eine an der Pazifikküste gelegene Meeresbucht, entlanglaufen und die salzige Meeresluft einatmen. Wir hatten auch darüber gesprochen, eines Tages auf dem schneebedeckten Gipfel des

Mount Rainier zu stehen, der nur allzu selten durch dicke Wolken brach, und haben uns gefragt, wie weit man von dort oben wohl blicken kann. Und nun hatten sich seine Eltern also entschlossen, ihn nach Hause bringen.

Ein paar Tage vor seinem Tod kam Mike nicht zum Abendessen herunter. Sein Vater rief ihn dreimal, ohne eine Antwort zu bekommen. Das Schlimmste befürchtend, rannten seine Eltern die Treppe hinauf in sein Kinderzimmer. Seine Mutter schüttelte ihn in dem Glauben, er sei bereits verstorben.

„Mike!“, rief sie voller Panik.

Mike erwachte aus seinem Schlaf, zutiefst verärgert.

„Warum musstest du mich zurückrufen?“

„Es ist Zeit fürs Abendessen. Du hast lange geschlafen“, sagte sein Vater.

„Und?“

„Warum bist du so verärgert?“, wollte seine Mutter wissen.

„Ich wollte nicht zurückkommen.“

„Wohin zurück?“

„Hierhin.“

„Du bist nirgendwohin gegangen, Mike. Du hast nur schlecht geträumt. Jetzt ist alles gut.“ Sie streichelte seinen Kopf, um ihn zu besänftigen.

„Ich habe nicht geträumt, Mama.“ Die Zornesfalte auf seiner Stirn verschwand, die tiefen Furchen um seine Nase glätteten sich und eine plötzliche Heiterkeit kam über ihn. „Mama, Jesus hat mich gerufen. Er hat mir einen Regenbogen vom Himmel geschickt.“

„Einen Regenbogen?“

„Ja, nur für mich! Ich bin auf den Regenbogen raufgeklettert und war den Tumor los. Ich konnte meinen Arm bewegen.“ Er rieb über seine schmerzende, verformte Schulter. „Da waren so viele Kinder.“

„Und was haben die dort gemacht, mein Schatz?“

„Wir hatten gerade gespielt, als Papa gerufen hat. Jetzt ist der Regenbogen weg.“

„Oh, Schatz.“ Seine Mutter wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie schaute zu ihrem Mann, der sich zu Mike aufs Bett gesetzt hatte. Er legte seinen Arm um ihn und begann zu weinen. Zwei Tage später

verstarb Mike friedlich. Er musste also nicht mehr lange warten, um mit seinen neuen Freunden spielen zu können.

Auf der anderen Seite der Welt, während eines Besuchs in Süddeutschland, löste mein Bericht von Mikes Erlebnis eine Reihe von Kommentaren seitens meiner Familie aus. Mikes Bericht klang wie eine gute Geschichte. Ein interessanter Traum. Die Phantasie eines empfindlichen Kindes.

Zwei Tage später besuchten wir die wunderschöne Wieskirche in Oberbayern im Ammergau. Im Hintergrund streckten sich die sonnenüberfluteten Alpen gen Himmel. Im Vordergrund bildete der bayrische Zwiebelturm oberhalb des perlweißen Gebäudes einen schönen Kontrast zu dem satten Grün der umliegenden Natur. Im Inneren spannte sich eine weiße Kuppel über dem kunstvollen Barockdekor der Kirche. Jesus stand am Scheitelpunkt der Kuppel auf einem majestätischen Regenbogen, der sich auf beiden Seiten von der himmlischen Decke in Richtung des Kirchenschiffes streckte. Es sah so aus, als wäre er die Verlängerung der Arme Jesu.

Der Anblick war überwältigend und ich erschauerte. Ich fragte meine Familie, ob die Kirche sie nicht an eine Geschichte erinnerte, die ich ihnen vor kurzem erzählt hatte. Einige unter ihnen wurden durch diesen Regenbogen für einen kurzen Moment zum Innehalten angeregt, doch das Herz blieb unberührt.

*Und Nacht wird nicht mehr sein, und sie bedürfen nicht des
Lichtes einer Lampe und des Lichtes der Sonne, denn der Herr,
Gott wird über ihnen leuchten.*

OFFENBARUNG 22,5

Es war während meiner Studienzeit, da ich auf der Intensivstation für Erwachsene das erste Mal mit der klinischen Medizin in Kontakt kam. Ich hatte mich für gelegentliche zwölfstündige Nachtschichten gemeldet, um die Krankenschwestern zu unterstützen. Diese Arbeit erlaubte mir, wertvolle Erfahrungen zu sammeln und gleichzeitig ein

bisschen Geld zu verdienen. Während einer dieser Schichten habe ich Keith kennengelernt.

Er war nicht der erste verdrießliche, alte Mann, den ich in meinem Leben getroffen hatte und auch nicht der erste mit gebrochenem Herzen. Aber keiner meiner Bekanntschaften vor ihm war mit geheilter Seele von der Todesschwelle wieder zurückkehrt. Als ich ihn einige Tage später darauf ansprach, wurde ich überrascht. Er meinte, dass seine erfolgreiche Wiederbelebung ihn dazu zwang, weiterzuleben, und für ihn war das mehr Fluch als Segen. Ich hatte das Gegenteil erwartet. Wenige Menschen erhalten eine zweite Chance. Er wollte sie erst gar nicht.

Ich erinnere mich noch gut an Keith. Er hatte grau meliertes Haar, das an seinem Kopf klebte. Unter seinen Augen hatte er dunkle Ringe. Seine faltige Haut war fahl, und ein Dreitagebart spross auf seinen eingesunkenen Wangen. Verbandmull und Klebeband reichten im Zickzack von seinem schlaffen Hals bis zu seinem Bauch. Hässliche Löcher, die glücklicherweise unter dem Mull nicht sichtbar waren, markierten die Stellen, an denen Drainagen den blutigen Schaum des Wundsekrets ableiteten. Zum ersten Mal seit Tagen saß Keith aufrecht auf seinem Krankenhausbett und schaute entsetzt in den Spiegel in seiner Hand. Sein Anblick erschrak ihn, denn er erkannte sich selbst kaum wieder.

Marion, seine Krankenschwester auf der Intensivstation, wollte ihn aufmuntern. „Zurück unter den Lebenden?“, fragte sie mit einem strahlenden Lächeln. Sie wusste, er hatte nach seiner Herzoperation einiges durchmachen müssen, obgleich er aufgrund der starken Schmerzmittel nicht viel mitbekommen haben konnte.

„Sie nennen diesen Mist hier Leben?“, krächzte er. Seine Stimme klang heiser. Die Atemkanüle hatte während der Operation seine Stimmbänder angekratzt. Er hustete, lies einen schmerzerfüllten Schrei los und drückte beide Hände gegen seine Brust. Auf seiner Stirn hatten sich Schweißperlen gebildet. Marion nahm einen kühlen, nassen Lappen und tupfte den Schweiß von seinem Gesicht. „Atmen Sie tief ein und aus. Langsam“, sagte sie aufmunternd.

„Danke“, antwortete er mit gequältem Gesichtsausdruck.

„Geht's?“

„Ich werde es schon überleben.“

„Ja, alles wird gut.“

„Leichter gesagt als getan“, entgegnete er.

„Auch wieder wahr.“

Er kratzte sich am Kopf und fuhr fort: „Ich möchte mich rasieren. Ich sehe fürchterlich aus.“

„Kein Problem. Ich bringe Ihnen eine Wasserschüssel und Sie rasieren sich im Bett. Oder Sie setzen sich ans Waschbecken. Ihre Wahl.“

„Sie meinen, ich kann bereits aufstehen?“

„Klar. Das wäre eigentlich ganz gut für Sie.“

Marion fuhr das Bett herunter und half ihm in einen Rollstuhl. Sie gab ihm eine kleine Plastiktüte mit einem Kamm, einer Zahnbürste, Zahnpasta, Rasiercreme und einer Rasierklinge. Er saß bequem am Waschbecken und ließ Wasser über seine Arme fließen. Eine Handvoll spritzte er sich ins Gesicht. Er murmelte ein dankbares „Ah“ und bedeckte seinen Bart mit einer großzügigen Portion Rasierschaum.

„Gut?“, wollte Marion wissen.

„Gut? Das soll wohl ein Witz sein. Hervorragend, würde ich sagen“, antwortete er freudig erregt. „Ich fühle mich wie ein neuer Mensch.“

„Das freut mich. Ich bin gleich wieder da.“ Marion ging auf den Stationsflur, um ein Antibiotikum aus dem Arzneischrank zu holen. Die Schiebeglastür zwischen Keiths Zimmer und dem meines Patienten stand weit offen, sodass ich Zeuge dieser Ereignisse geworden war.

Ein lauter, hohler Knall ließ uns beide in Keiths Zimmer eilen. Er lag zusammengesunken auf dem Waschbecken. Rasierschaumflecke bedeckten sein aschgraues Gesicht wie Eischollen das Nordpolarmeer. Wir konnten keinen Puls und keine Atmung bei ihm feststellen. Marion schrie laut um Hilfe. Wir schoben Keith zurück zu seinem Bett. Der Stationsarzt eilte herbei und legte eine Atemkanüle in Keiths Luftröhre ein. Marion begann mit der Reanimation, während eine andere Krankenschwester Medikamente in sei-

nen Katheter spritzte. Der Monitor zeigte einen Herzschlag mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Rennpferdes. Drei Elektroschocks und eine große Menge starker Medikamente konnten das Herzrasen nicht stoppen. Dreißig Minuten später, nach dem vierten Elektroschock, hatten wir endlich wieder einen regelmäßigen Puls. Sein geschundener Körper gewann seine rosa Farbe zurück. Allerdings garantierte diese simple Veränderung für nichts. Er war noch nicht über den Berg.

Marion ließ sich auf einen Stuhl in der Ecke des Raumes fallen.

„Alles in Ordnung?“, fragte der Arzt.

„Ja“, entgegnete sie nicht besonders glaubhaft.

Es lief mir kalt den Rücken herunter. Ich wusste nicht, ob vor Anspannung, Furcht oder Erleichterung.

Drei Tage später sah Keith bereits bedeutend besser aus. Ich hatte ihn seit seinem Zusammenbruch auf der Intensivstation nicht mehr gesehen. Mit gewaschenem und gekämmtem Haar war er kaum wiederzuerkennen.

„Wie geht's Ihnen?“, fragte ich, erfreut darüber, diese glückliche Wendung miterleben zu dürfen.

„Besser. Danke.“ Er klang nicht sehr überzeugt.

„Sie haben vor ein paar Tagen reichlich Glück gehabt.“

„Da bin ich mir nicht so sicher.“ Er blickte zum Milchglasfenster, das sein Zimmer von der Außenwelt trennte, so, als würde er Bestätigung oder Trost von anderswo suchen.

„Was meinen Sie damit?“

„Ich will nicht undankbar sein.“ Er sah zu dem Monitor, der sich über seinem Kopf befand. Rhythmischen Töne signalisierten einen gesunden Herzschlag. „Aber ich wünschte mir, dass sie mich nicht gerettet hätten.“

Ich war verblüfft. Ich hatte angenommen, Keith konnte es nicht erwarten, das Krankenhaus zu verlassen, zu seiner Familie zurückzukehren und sein Leben dort fortzusetzen, wo er es vor der Operation unterbrochen hatte. Stattdessen äußerte er Bedauern.

„Ich verstehe nicht“, sagte ich perplex.

„Sie haben keine Ahnung. Es war so schön. Ich habe so viel Licht gesehen.“ Er schwieg für einen kurzen Moment und schüttelte den Kopf, um dann fortzufahren: „Es war so warm, so behaglich. Ich kann's nur schlecht beschreiben. Ich wollte nicht zurück. Und trotzdem muss ich hier sein.“ Er seufzte. Ich muss sehr betroffen ausgesehen haben, denn Keith brachte sofort eine Entschuldigung vor. „Es tut mir leid. Ich will nicht undankbar erscheinen.“

Für eine Weile setzten wir unser Gespräch fort. Aber zu meiner Enttäuschung war Keith nicht in der Lage, genauer zu beschreiben, wo er gewesen war. Eines jedoch war klar: Er hatte sich wunderbar lebendig gefühlt, so tot er auch gewesen sein mag.

Keiths Bemerkungen gaben mir zu denken und begannen, leise Zweifel in mir zu sähen. Zu der Zeit hielt ich mich selbst für einen Agnostiker. Mikes Regenbogenreise in den Himmel nährte diesen Keim und er gedieh. Als ich Jahre später auf Miriam traf, erwuchs aus ihm eine wunderschöne Pflanze. Ich erhielt Glauben aus Gnade, einen Glauben, den nur Gott schenken kann.

Kommt her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen. Und ich werde Euch Ruhe geben.

MATTHÄUS 11,28

An einem sonnigen Frühlingmorgen, sieben oder acht Jahre nach Mikes Erlebnis, glaube ich, hat er mir eine Erinnerung an seine fabelhafte Begegnung geschickt.

Als ich an diesem Tag ins Krankenhaus kam, sah ich einen Mann mittleren Alters, der sich im Korridor der Kinderkrebstation gegen die Wand lehnte. Tränen liefen über sein Gesicht. Niemand sprach ihn an oder schien auch nur im Geringsten von ihm Notiz zu nehmen. Ich erkannte in ihm keinen der Väter unserer eigenen Patienten, doch ein Blitzen in seinen Augen verriet, dass er mich wiedererkannt hatte. Ich selbst musste bis in die hintersten Regionen meines Gehirns vordringen, um mich seiner zu entsinnen.

Seine Tochter Miriam war für ein halbes Jahr Patientin bei uns gewesen, ehe wir sie auf Wunsch der Eltern in ein anderes Kranken-